

Werner E J Schulz  
Was man im Kopf hat, kann einem keiner nehmen

## Leseprobe 1

An diesem für die Tropen ungewöhnlich trüben Novembertag sitzt Karl Köhler 115 Meter über dem Meer. 180 Grad freie Sicht hat er auf dem Deck seines Holzhauses, aber er sieht es nicht. Sein Leben liegt heute gewissermaßen in der Vergangenheit. Alle nennen ihn Karli. Im nächsten Jahr wird er achtzig, seine Frau siebenundsiebzig. Sie heißt Anna. Sie haben gerade die Überdachungen der beiden Seitendecks neu gemacht. Ganz allein. Der Mann ihrer jüngeren Tochter hat geholfen, das Rohmaterial zu ihrem Haus zu bringen. In Karlis Beach-Buggy hätte das nicht reingepasst. 4x6-Zoll Planken, Fichte. Gewellte PVC-Lichtplatten, jede Menge Bolzen und Schrauben unterschiedlicher Größe. Karli hat eine Bauskizze gezeichnet. Dann haben sie angefangen.

Karli hat die nötigen Holzteile aus den Planken zurechtgesägt und geölt. Bei einem Träger musste er eine Verbindung bauen. Die Pfosten, auf denen alles ruhen sollte, waren noch vom Hausbau übrig. Jetzt steht alles und sieht richtig gut aus. Kein Regen mehr auf den Seitendecks.

So haben sie schon immer alles gemacht, Karli und seine Frau. Sie machen einen Plan, und dann geht es los.

Das Haus steht im Süden der Insel Mahé auf den Seychellen. Sie leben hier seit einem knappen halben Jahrhundert. Dafür hat Karli seine Karriere als Berufsoffizier bei der Deutschen Marine mit sicherer Versorgung - bis zu seinem letzten Atemzug und darüber hinaus - aufgegeben. Die Leute haben sie alles Mögliche genannt. Aussteiger, Glücksritter, Abenteurer. Nur ihre Eltern sagten, sie seien verrückt, mit zwei kleinen Kindern auf eine Insel mitten im Indischen Ozean zu gehen, von der noch nie jemand etwas gehört hat.

Die Sonne ist gerade untergegangen. Das Haus hat Blick auf das Dorf und auf das Meer. Hinter dem Haus ist der Berg. Im Osten färben sich die Wolkentürme gelb-rosa. Im Dorf gehen die ersten Lichter an. Über dem Meer regnet es aus einem hohen Wolkenturm. Das Geräusch der Brandung auf dem Riff mischt sich mit entfernter Musik aus dem Dorf. Es ist Sonntag. Da ist alles auf den Beinen. Karli kennt den Song, den die Band spielt. »*Non Mersi Silvouple*«. Das ist Kreolisch und heißt: »*Nein, vielen Dank, bitte*«.

Karli und seine Frau sprechen beide Kreolisch. Zu Hause reden sie eine Mischung aus Deutsch und Englisch. Das hat sich so ergeben. Ihre beiden Töchter sind viersprachig aufgewachsen. Die Ältere ist 50. Sie ist in Südafrika verheiratet. Die andere ist fünf Jahre jünger und lebt mit ihrer Familie auf den Seychellen. Sie ist Apothekerin und betreibt eine kleine Apotheke unten im Dorf.

Karli denkt an seine Mutter. Das geschieht neuerdings häufiger. Diese Geschichte ist eigentlich ihre Geschichte, obwohl daraus dann Karlis wird. Durch ihre Geschichte ist Karlis Geschichte geworden, wie sie ist. Oder vielleicht besser, ist er geworden wie er ist. Seine Mutter hätte sich wohlgeföhlt in Karlis und Annas Holzhaus. Sie ist tot. Sie war eine bemerkenswerte Frau. Das waren viele Frauen zu jener Zeit.

In jener Situation.

Allein.

Kriegerwitwen.

Mit kleinen Kindern.

Auf der Flucht.

Aus Angst vor den Russen.

Das ist Karlis erste Kindheitserinnerung:

Bis heute, fast achtzigjährig, sieht er aus der Deckung eines Hauseingangs die Leuchtpurgeschosse die Straße entlang gerast kommen. Wo sie auftreffen, staubt und blitzt es. Über ihm dröhnt der Tiefflieger vorüber. In dem Traum, den Karli manchmal noch hat, grinst der Pilot.

Er hat keine Augen.

Nur Zähne.

Nach dem Tiefflieger kommen die Bomber. Eine Unzahl riesiger, viel-motoriger «Fliegender Festungen» in pfeilförmiger Formation mit offenen Bombenschächten. Der Himmel ist bedeckt von ihnen. Zu Anfang brummt es nur. Dann wird es lauter. Karli träumt den Traum nicht mehr zu Ende. Er hat gelernt, sich zum Aufwachen zu zwingen. Manchmal schafft er es schon, wenn die erste Bomberwelle noch weit weg ist.

Das hat Karlis Mutter dazu geschrieben:

*So war ich wieder einmal unterwegs. Diesmal mit meinem dreijährigen „Großen“. Etwa noch 300 Meter von unserem Haus entfernt, ertönte Fliegeralarm. Natürlich wollte ich ja noch die paar Meter laufen, als mich jemand eher unsanft am Arm packte und uns in den nächsten Hauseingang riß. Er schrie mich an:*

*„Ja, haben Sie denn nicht den Tiefflieger gesehen, der direkt auf Sie zuschoß?“ Erst da kam mir zu Bewußtsein, daß ich natürlich das Geräusch, das ja inzwischen jeder kannte, gehört aber irgendwie nicht registriert hatte. Daß immer wieder plötzlich auftauchende englische Tiefflieger auf einzelne Menschen Jagd machten, sie beschossen und töteten, war uns ja bekannt. Und nun wäre ich mit meinem „Großen“ beinahe dran gewesen.*

Karlis Mutter war eine in sich gekehrte Frau. Sie behielt ihre Emotionen für sich. Das ging niemanden etwas an. Das war privat. Die Leute sagen, Karli sei genauso. Veranlagung. Aber er glaubt nicht, dass jemand so geboren wird.

Als er seine Mutter um Auskünfte über die Herkunft ihrer Familie bat, bekam Karli etwas völlig Unerwartetes. Er hat diesen Bericht seiner Mutter viele Male gelesen, versucht, darin eine Erklärung zu finden, wieso alles so gelaufen ist.

Anders.

Obrigkeit und Besitz sind ihm, bis auf ein notwendiges Minimum, bedeutungslos. Das erste hängt von der Blickrichtung ab, das zweite ist wertlose Vergänglichkeit.

Der Song »Nein, vielen Dank, bitte«, unten im Dorf, ist längst zu Ende. Über dem Meer steigt der erste Stern aus dem Horizont. Es muss der Alpha-Stern vom »Kreuz des Südens« sein, denkt Karli. Nach der Helligkeit zu urteilen.

## 1

*Der Krieg ist kein Abenteuer.*

*Der Krieg ist eine Krankheit.*

*Wie der Typhus.*

Antoine de Saint-Exupéry

**D**as hat Karlis Mutter geschickt:

*Ein Blick zurück ...*

*Wann hat eigentlich alles angefangen? Wenn ich zurückdenke, fällt mir jener verhängnisvolle Tag ein, an dem alles zu Ende zu sein schien. Alles, was ich mir vom Leben erhofft hatte: Liebe, Glück, Geborgenheit.*

*Als ich an jenem 3. Mai 1944 den Beauftragten der Partei unsere Straße herunterkommen sah, wußte ich mit nachtwandlerischer Sicherheit, daß sein Besuch diesmal mir galt. Er kam fast jeden Tag, und jeden Tag zitterten die noch verschont gebliebenen Frauen, denn mit diesem Besuch war die unumstößliche Tatsache verbunden: gefallen auf dem Felde der Ehre! Schon damals erschien es mir wie Hohn. Wer hatte sich eigentlich dieses Spiel ausgedacht? Und welche Ehre? Was war das für eine Ehre und was für ein Feld, auf dem Millionen junger Menschen für die Wahnvorstellungen eines makabren Regimes geopfert, ja geschlachtet wurden?*

*Es klingelte!*

*Blieb mein Herz stehen? Nein, ein Herz kann viel ertragen. Es war schnell gesagt, und ehe der Mensch die „Trostworte“ anbringen konnte, bat ich ihn zu gehen. Nun gehörte ich*

*also auch zu den zahllosen Frauen, die ihre Kinder allein erziehen mußten, und dieses ungeborene Leben in mir würde also nie einen Vater haben. Das also war der Preis - aber wofür? Konnte ich so denn überhaupt weiterleben? Aber die Sonne ging auf und unter, und der widersinnigste Krieg aller Zeiten nahm seinen Fortgang mit immer größeren Opfern. Was würde er uns noch bringen? Aber nichts konnte mehr schlimmer sein. Fast täglich hörten wir aus der Ferne die Flugzeuge ihre vernichtenden Angriffe fliegen. Aber alles war so weit weg, so gleichgültig. Man lebte. Würde es uns auch erwischen?*

*Es berührte mich kaum.*

*Wochen und Monate vergingen. Die Angst, die auf den Gesichtern der anderen Frauen lag - ich hatte sie nicht mehr. Der Tag kam, an dem Torsten geboren wurde. Es war ganz einfach - so - als ob der Körper keiner neuen Belastung mehr ausgesetzt werden konnte. Meine sechsjährige Gabriele, mein dreijähriger Karli und ich hatten wieder einen Menschen, der nicht gegangen, sondern zu uns gekommen war. Ein letztes Vermächtnis!*

Natürlich konnte Karlis Mutter nicht in die Zukunft sehen. Hätte sie gewusst, wie das Leben für sie selbst und ihre Kinder weitergehen würde, wäre ihr vieles erspart geblieben.

## Leseprobe 2

*Inzwischen hatten wir eine große Freude, der Mann meiner Schwester hatte sich aus der englischen Kriegsgefangenschaft gemeldet. Meine Schwester hatte also die Gewißheit, daß er eines Tages zurückkommen würde. Aber er wollte sich nur in die westlichen Zonen entlassen lassen, und sie sollte versuchen, auf jeden Fall nach dem Westen zu kommen. Freunde von ihr waren in der Nähe des Teutoburger Waldes untergekommen und hatten für sie ein Zimmer in Aussicht. Nun war natürlich ihr ganzes Bestreben auf diese Umsiedlung gerichtet.*

*Ende des Jahres unternahm sie eine Schwarzfahrt dorthin, die Kinder behielt ich und hoffte nur, daß sie auch wieder zurückkommen möge. So geschah es auch. Sie hatte alles festgemacht und natürlich auch für uns mit.*

*So gern ich den Russen Lebewohl gesagt hätte, konnte ich mich doch nicht dazu entschließen. Ich hatte mich für eine Ausbildung als Lehrerin beworben und berechtigte Hoffnung, daß ich angenommen werden würde. Ich wußte, daß ich Geld verdienen mußte, um unseren Lebensunterhalt bestreiten zu können. Zu uns kam kein Ernährer zurück. Wir waren ganz auf uns allein gestellt.*

*Sollte ich ...*

Hier hört der Bericht von Karlis Mutter auf. Etwas hat sie mitten im Satz bewegt, nicht fortzufahren. Sie hat nie weitergeschrieben.

## 2

*Das Leben besteht nicht darin,  
dass man gute Karten hält,  
sondern, dass man mit denen spielt,  
die man für gut hält.*

Josh Billings

Karl Köhler war vier Jahre alt, weißblond, hatte blaue Augen und redete wie ein Alter. Leute, die ihnen begegneten, drückten seiner Mutter öfter ihr Mitgefühl aus wegen des armen, zurückgebliebenen Jungen, der nicht wachsen wollte. Wegen seines Sprechens dachten alle, Karli sei wesentlich älter. Dabei war er schon damals groß und würde sich bis ins Alter eine lückenlose Erinnerung bewahren.

Karlis Mutter war eine große, schlanke Frau mit einem angenehm energischen Gesicht. Die Brille, die sie seit jungen Jahren tragen musste, verlieh ihr ein unnötiges Maß an Seriosität. Sie hatte natürlich gelockte, dunkle Haare, die sie schulterlang trug. Sie wurde in die Lehrerausbildung aufgenommen.

Die Schwester von Karlis Mutter ging mit ihren Kindern nach Westen. Ihr Mann war aus der Gefangenschaft entlassen worden. Der Vater von Karlis Mutter, der Opa, blieb bei ihnen. Er redete kaum. Er war fast taub. Eine Verletzung aus dem Ersten Weltkrieg. Karli würde nie verstehen, wie sein Opa mit allem fertig geworden war.

War er das?

Der Verlust der Heimat, seiner Stellung in der Stadt. Er war Schuhmachermeister, hat seinen eigenen Betrieb mit einem angeschlossenen Schuhgeschäft in bester Lage besessen, mitten in der Stadt. Sein Sohn, Karlis Onkel, war ebenfalls Schuhmachermeister, und seine älteste Tochter, die Schwester von Karlis Mutter, besaß mit ihrem Mann ein Bekleidungsgeschäft. Opas jüngste Tochter, Karlis Mutter, hat in Berlin Abitur gemacht.

Alles war weg.

Als ob es nie gewesen wäre.

Aber: „Was man im Kopf hat, kann einem keiner nehmen“, sagte Karlis Mutter. Die Lehrerausbildung fiel ihr leicht.

Karlis drei Jahre ältere Schwester ging in Eckartsberga in die Schule. Sie sah aus wie eine Fee. Durchsichtig. Karli bewunderte sie, weil sie schon so groß war. Sie spielten zusammen, aber meist spielte Karli mit seinem drei Jahre jüngeren Bruder. Der war so dick, dass er kaum krabbeln konnte. Karli wunderte sich, ob der je mal laufen würde. Sprechen wollte er auch nicht. Aber er konnte laut lachen.

Die einklassige Volksschule Wallroda suchte Karlis Mutter aus, weil sie dachte, dass sie dort genügend zu essen bekämen. Ein reines Bauerndorf, das noch keiner staatlichen

„Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft“ angegliedert war. Man nannte das auch „Kolchosen“. Wie in der Sowjetunion.

Karlis Mutter fuhr zu Lehrertagungen und wurde Mitglied des Kreistages. Sie erreichte, dass die Dorfstraße bis hinunter zur Schule gepflastert wurde, und dass der Bürgermeister ein Telefon bekam.

Zu essen gab es genug. Jedes Jahr bekam ein anderer Bauer die zur Schule gehörigen sechs Morgen Ackerland zum Bewirtschaften. Da konnte er anbauen was er wollte. Dafür gab es Mehl, Kartoffeln, Milch, Butter für den Lehreraushalt. Von jedem Schlachten gab es etwas, ebenso vom samstäglichem Backen im Dorfbackhaus.

Niemand im Dorf schien sich besonders um die Obrigkeit zu kümmern. Es mussten zwar jährliche Erträge abgeliefert werden, und Besichtigungen kamen unangekündigt, um Tierbestände zu kontrollieren. Aber wenn mal einem Bauern ein Schwein oder eine Kuh fehlte, weil die unerlaubt geschlachtet worden waren, half der Nachbar mit einem Tier aus, das unauffällig durch die »Schlippe« zum Nachbargehöft gebracht wurde. »Schlippen« waren enge Zwischenräume zwischen zwei Gehöften, die sich-gegenüberliegende Türen hatten. So kam es vor, dass ein Schwein an einem Tag die Runde durch das ganze Dorf machte. Die Köhler liehen ihr Schwein auch öfter aus.

Sie schlachteten auch jedes Jahr, wenn das Schwein fett genug war. Der Schlachter kam aus Bad Bibra. Er hieß Franz Diener und war Boxer. Deutscher Meister im Schwergewicht. Er machte die beste Leberwurst. Die Blutwurst, die über den Winter in der Räucherammer hing, war so hart, dass Karlis Opa davon nur ganz dünne Scheiben mit seinem scharfen Messer abschneiden konnte.

Das Messer war ein Taschenmesser mit einem Perlmutter Griff. Es war klein und hatte nur eine klappbare Klinge. Die war vom vielen Schleifen schon ganz schmal.

Mit dem Messer schlachtete Karlis Opa auch die Gänse. Er hielt sie am Schnabel fest und stach ihnen das Messer hinter dem Kiefer in den Hals. Das Blut sammelte er in einer Schüssel. Der Opa hielt den Gänsehals zwischen den Knien. Karli stand hinter ihm und hielt der Gans die Flügel fest. Er war immer an allem schuld. Wenn die Gans stärker war als er, oder die Hühner abends nicht alle zurück in den Stall kamen. Eines Morgens lagen alle Hühner mit durchgebissenen Hälsen am Boden ihres Stalls. Ein Marder hatte allen das Blut ausgesaugt. Karli hätte die kleine Falltür, durch die die Hühner in den Stall gelangten, nicht zugemacht, sagte der Opa.

Die Enten schlachtete Karlis Opa allein, und den Hühnern hackte er mit dem Beil auf dem Hauklotz die Köpfe ab. Dann ließ er sie fliegen, damit sie blutleer wieder auf die Erde kamen.

Alle paar Monate erschien ein Komitee im Dorf, um die Bauern zu bewegen, in eine Kolchose oder Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft einzutreten. Wallroda war das letzte Dorf der DDR, in dem die Bauern noch selbstständig waren. Das Komitee bekam jedes Mal Prügel und wurde aus dem Dorf gejagt. Wie die Römer bei Asterix und Obelix, hätte es die damals schon gegeben. Der Bauer Ehrlich hatte in seiner »Guten Stube« eine

Art Kneipe eingerichtet. Da wurde dann gehörig gefeiert. Die Kneipe machte er aber später zu. Dann musste bei den Meisers, gegenüber vom Schulhaus, Flaschenbier gekauft werden.

In Wallroda gab es dreizehn Bauern. Alle hatten Pferde, Kühe, Ochsen, Bullen, Schweine, Hühner, Enten, Gänse, Ziegen, Schafe, Leiterwagen, Handwagen, Pferdeschlitten. Manche hatten auch Bienen. Zwei Bauern besaßen je eine Kutsche und zwei andere Traktoren. Der eine war ein Deutz, der andere ein Lanz Bulldog. Der Bulldog wurde an andere Bauern zum Antrieb der Dreschmaschine ausgeliehen. Das geschah mit einem langen Treibriemen aus Leder, der mit Bienenwachs bestrichen wurde. Für die bessere Haftung. Damit er nicht rutschte.

„Saugefährlich, wenn der abspringt“, sagte Karlis Opa. Er kannte sich mit Leder aus.

### Leseprobe 3

DAS LEBEN IN WALLRODA GING SEINEN GANG, als wäre es nie anders gewesen. Karlis Mutter war ein Segen für das Dorf, so, wie das Dorf ein Segen für die Köhlers war. Im Sommer waren die Kinder nur draußen. In Turnhose und barfuß strichen sie durch die Wälder, aßen Früchte von Feld und Bäumen, tranken die Milch der Kühe auf der Weide frisch vom Euter und ritten die Ackergäule ohne Sattel und Zaumzeug auf der Koppel.

Die Winter dauerten von November bis Ostern. Da wurde Ski gefahren, gerodelt und auf dem Fischteich unten bei der Stahrmühle Schlittschuh gelaufen. Es wurde viel improvisiert. Die älteren Kinder zeigten den jüngeren, wie man die Schlittschuhe an den Schuhen befestigte, ohne die Absätze abzureißen, wie man sich selbst Skistöcke schnitzte, und wie man sich aus Lederriemen Skibindungen baute. Alles wurde selbst gemacht. Als lebte man auf einer fernen Insel.

Die abschüssige, vom Schnee freigeräumte Dorfstraße war die perfekte Bobbahn. Die größeren Kinder banden ihre Schlitten hintereinander zusammen. Der schnellste Läufer hatte seine Position ganz hinten auf dem letzten Schlitten. Er gab dem Gefährt den ersten Schwung. Der beste Steuermann saß vorne auf dem zweiten Schlitten. Er steuerte den »Bob«, wie sie das Ganze nannten, mit einem kleinen Schlitten vor sich. Karli war ein guter Steuermann. Er setzte seinen kleinen Bruder auf den Steuerschlitten. Als Ballast. Kaum jemand konnte die Kurve am Schulhaus anschneiden wie Karli. Der erste Schlitten musste im Zentimeterabstand an der Hausecke vorbei rasen, damit der letzte gerade nicht im Graben auf der anderen Straßenseite landete.

Die Luft schien sich an der Schule zu stauen, wenn der »Bob« um die Ecke schoss.

„Wwrrruumm ...“, machte es, Schnee stob auf, und mit einem Höllentempo sauste der »Bob« vorüber, fädelte sich in den Feldweg zum Tal ein und kam erst wieder unten in der Talsohle zum Stehen.

Die Erwachsenen schimpften. Die Gören machten die Straße glatt, kein Pferd könne da mehr gehen, hieß es. Aber wenn der Mond schien, und die »Gören« schon in den Betten lagen, hörten sie „Wrruummm ...“, und Gejohle und Gekreische, wenn das halbe Dorf mit ihrem »Bob« am Schulhaus vorüber rauschte.

Die Wallrodaer waren eine eingeschworene Gemeinde. Sie hielten zusammen, halfen sich gegenseitig und heirateten, wenn es irgendwie ging, untereinander. Jeder kannte jeden, und jedem wurde hier und da schon mal etwas vergeben, wenn es sein musste.

Da war die Familie Klein. Sie wohnte in einem kleinen Haus am Dorfrand unterhalb der Schule. Sie waren keine Bauern, keine Handwerker, keine Händler. Niemand wusste so richtig, wovon sie lebten. Der Vater war kriegsverletzt. Er hatte ein Holzbein, und ihm fehlte der rechte Arm. An der verbliebenen linken Hand hatte er nur Daumen, Zeige- und Mittelfinger. Wenn er Fritz, seinen Jüngsten, rief, der sich meist mit Karli und dessen Freunden herumtrieb, legte er die ausgestreckten Zeige- und Mittelfinger als Schallverstärker an dem Mund und rief:

„Frrröööötz ...!“ Das »R« rollte er mit der Zunge.

Das wurde von den Kindern nachgemacht. Es machte den alten Klein wütend. Er versuchte, mit seinem Holzbein den Kindern hinterherzurennen, was für die Übeltäter den Grad der Lustigkeit eher steigerte.

Fritz wusste immer alles. So erklärte er auch, wo beim Mann der Samen herkommt. Er zog bei seinem Penis die Vorhaut zurück und zeigte auf das weiße Zeug darunter.

„Das“, sagte er gewichtig, „ist der Samen.“

Leseprobe 4

### 3

*Der Weg ist das Ziel.*

Konfuzius

**E**s gab kein zurück. Es war wieder alles verloren. Das gesicherte Leben. Die gute Stellung. Die Versorgung, das Herrenzimmer aus Kirschbaumholz, die neue Heimat. Das viele Geld, das sie in den Westen gebracht hatten, tauschten sie um.

Alles.

„Davon kann ich mir hier vielleicht einen Büstenhalter kaufen“, sagte Karlis Mutter, als sie an einem Damenunterwäschegeschäft vorbeikamen. „Dann ist das Geld alle ...“

Sie kamen bei der Cousine von Karlis Mutter unter. In der Sybelstraße, in Charlottenburg. Karlis Geschwister waren schon da. Die Cousine war von den Engländern



zweimal ausgebombt worden. Karlis Mutter hatte bei ihr als junges Mädchen gewohnt, als sie in Berlin das Abitur machte. Die Cousine hatte ein Glasauge. Sie hat versucht, mit einer Messerspitze ein Einweckglas aufzumachen. Da ist ein Splitter in ihr Auge geflogen, erklärte Tante Ella. Sie sagte Karli, er solle sie so nennen.

Karli freute sich, seine Geschwister wiederzusehen. Seine Mutter hielt sie einen halben Tag lang in den Armen.

Die Wohnung in der Sybelstraße gehörte Tante Ella und ihrem Mann, Onkel Gerhard. Es war eine Sechszimmerwohnung mit hohen, stuckverzierten Decken, Zentralheizung, Gasherden in der Küche und drei voll eingerichteten Badezimmern. Die Toiletten hatten Wasserspülung. All das hatte Karli noch nie gesehen. Jeden Morgen roch die ganze Wohnung nach richtigem Kaffee und nach Gas vom Herd in der Küche. Zum Frühstück aß Karli fast ein ganzes Weißbrot, dick mit Butter und Erdbeermarmelade bestrichen. Karlis Mutter aß lieber »Schrippen«, so nannte sie die runden, zusammengebackenen Brötchen. Die hatte Karli auch noch nie gesehen. Sie lagen jeden Morgen frisch vor der Wohnungstür. Neben der Zeitung und der Milch.

Onkel Gerhard hatte sein Büro in der Wohnung. Er war »Geschäftsmann«. Er arbeitete nur ein paar Stunden am Tag in seinem Büro. Karli hatte in der Schule in Bad Bibra über die kapitalistischen Geschäftemacher gehört.

„Dann bist du ein Kapitalist“, sagte Karli zu Onkel Gerhard. Der Onkel erklärte:

„Kapitalismus ist das Einzige, was funktioniert, mein Junge. Deshalb kannst du hier alles kaufen, und das Geld ist mehr wert ... wie du gesehen hast ... als euer Geld aus der DDR.“

„Können alle Menschen im Westen alles kaufen was sie wollen?“, fragte Karli.

Der Onkel lachte:

„So einfach ist das nun wieder nicht“, sagte er. „Wer mehr arbeitet, kann mehr kaufen ...“

„...aber du arbeitest nicht viel ... Nur ein paar Stunden am Tag“, sagte Karli. „Kannst du alles kaufen?“

„Na ... nicht alles, aber eine ganze Menge“, lachte Onkel Gerhard. „Wer schlau ist, muss nicht so viel arbeiten. Jedenfalls nicht mit den Händen.“

4

*Durch Entschlossenheit  
erreichte die Schnecke  
die Arche Noah.*

Englisches Sprichwort

Wieder wartete ein Lager auf die Familie Köhler. Rote Backsteinblöcke, ein Schlagbaum an der Einfahrt, Stacheldraht rundum. Ein weiteres Auffanglager, dieses Mal für anerkannte DDR-Flüchtlinge.

Sie wurden wieder einmal »erfasst« und »eingewiesen«. Die Köhlers bekamen ein Zimmer für sich. Das war schon ein Fortschritt. Da gab es zwei Etagenbetten, einen Tisch mit vier Stühlen und vier hohe, schmale Spinde. Das Lager konnte seine Vergangenheit als Kaserne nicht verleugnen. Auf dem langen Flur gab es zwei Waschräume und zwei Toiletten, für Frauen und Männer getrennt. Karlis Mutter räumte das Zimmer erst einmal um. Nach einer halben Stunde sah es schon gemütlicher aus. Der Mensch, der für den Block verantwortlich war, mochte das offensichtlich nicht. Aber Karlis Mutter ließ sich von ihm nicht einschüchtern.

„Das hat es bei Hitler auch gegeben“, sagte sie. „Blockwarte. Gib einem Idioten Macht über etwas ...“ Sie war ärgerlich, und die Enttäuschung, dass sie wieder in ein Lager mussten, war unverkennbar.

Nach einem Monat hatte Karlis Mutter eine Lagerschule organisiert. In dem übrig gebliebenen Kaserneninventar fand sie eine große Tafel, und der Lagerverwalter stellte einen Raum für die »Lagerschule« zur Verfügung. Nach kurzer Zeit erschien eine Kommission der Stadt Bremen. Die »Senatorin für Kinder und Bildung« sprach lange mit Karlis Mutter.

„Das ist eine sehr gebildete Frau“, sagte Karlis Mutter beim Essen. Essen wurde aus der Lagerküche geholt. Für Flüchtlinge, die gar kein Geld hatten, kostete es nichts.

„Ich bin als Lehrerin angestellt. Ich bekomme ein kleines Gehalt. Es gibt noch mehr Lehrer hier im Lager. Wir sollen eine Schule für kleine Kinder einrichten“, sagte die Mutter. „Die Großen sollen so schnell wie möglich in die Schulen in der Stadt gehen.“

Gabriele half mit in der Lagerschule. Torsten, Karlis kleiner Bruder, würde vorerst in die Lagerschule gehen. Karli wurde im Hermann-Böse-Gymnasium in der Stadt angemeldet.

„Morgen fängst du an“, sagte die Mutter zu Karli.

Als Karli durch die hohen Portale des vielstöckigen Schulgebäudes ging, kam er sich trotz seiner für sein Alter überdurchschnittlichen Körpergröße sehr klein vor. Ein mulmiges Vorgefühl zog durch seinen ganzen Körper, als seine Mutter ihn vor sich her zum Klassenzimmer schob. Es roch nach einer Mischung aus Moder und Bohnerwachs. Als wäre in der gesamten Zeit des Bestehens der Schule nie ein Fenster geöffnet worden. Karli wäre gerne wieder in die Schule in Bad Bibra gegangen. Er erinnerte sich nicht an das Drama, als er, fünfjährig, in Wallroda oben auf der Treppe des Schulhauses geschrien ...

Ende der Leseprobe